

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1944-1945)

Artikel: Gesang vom Künftigen
Autor: Hermlin, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GESANG VOM KÜNFTIGEN

Zum hundertsten Todestag Friedrich Hölderlins

VON STEPHAN HERMLIN

*Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist
Und ist er ein Gott, so ist er schön.*

Was ist es, das aus einem Datum geheimnisvoll und erschütternd anzusprechen vermag: Uns? Heute? ... Versinkend nun schon das fünfte Jahr im blutigen Morast, der Europa einsaugt, anheimgegeben den Verkündern einer motorisierten Steinzeit, ist unser innerer Reichtum so tief bedroht, der Widerstand unserer Herzen in einem Maße erschöpft, daß wir nur allzuleicht geneigt sind, uns in feiger Erleichterung zu verschweigen oder gar einzustimmen in das Höllengelächter, das der Lemurenchor einer verurteilten Gesellschaftsordnung bei der Nennung erhabenster Begriffe, wie Dichtung oder Musik, anschlägt.

Aber er selbst hat uns ja verkündet: «Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch.» Und so mag ein einfaches Datum in uns die elektrischen Kräfte von Erinnerung, Besinnung und Ausblick wachrufen, die einmal mehr mithelfen mögen, den europäischen Geist hinüberzuretten ins Nachkommende, das wir trotz alledem als groß und edel erhoffen.

Doch sei es gleich mit allem Nachdruck gesagt: nicht sind es geistige Werte, nicht Dichtung oder Musik im allgemeinen, noch Werk und Gedanke Hölderlins im besonderen — nicht sind es diese Dinge an sich, die uns aus Tod und Schande erretten könnten. Wir glauben durchaus an die harte Notwendigkeit, daß nur der handelnde Mensch Menschliches zu erhalten oder herbeizuführen vermag, und daß nur der Widerstand der Waffen zu lösen imstande ist, was Waffen begannen. Doch indem das Bewußtsein des zu behütenden geistigen Erbes die ringenden Völker ergreift, wird dieses selbst zur verbündeten und tätigen Kraft.

Darum muß zu Anfang unseres Bekenntnisses zu Hölderlin die Entschlossenheit stehen, sein Bild vor dem befleckenden Zugriff derer zu bewahren, die unter dem Vorwand der Verteidigung des Geistigen

schon längst von der Vergewaltigung des Geistes zur Tötung der Körper übergegangen sind. Das Wort des dreiundzwanzigjährigen Hölderlin: «Meine Liebe ist das Menschengeschlecht . . . Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte», ist ewiger Kampf ruft gegen alle Barbarei, die irgendwelche Vorrechte eines Teiles der Menschheit gegenüber dem anderen Teile proklamiert.

Indem wir Hölderlin in Gegenwart und Zukunft hinein die Grenzen bestimmen, die, unserem Dafürhalten nach, geistiger Aktion im Triebwerk des Dinglichen allgemein sind, versichern wir gleichzeitig, daß der Hölderlinsche Gedanke allerdings für uns von ursprünglichem Werte und bestürzender Gegenwärtigkeit ist. Von größter Bedeutung sicherlich ist seine künstlerische Ausstrahlung, die wohl mehr als die irgendeines anderen Dichters unser Bewußtsein vom Wesen des Poetischen für immer bestimmt hat. Möge das Beispiel Frankreichs genannt sein, wo seit einiger Zeit, unter ständiger Nennung von Hölderlins Namen und in aufmerksamer Beschäftigung mit seinem Werk, eine Umwertung der Werte vor sich geht und endlich dem Lyrischen Raum auf dem von beschreibender und oratorischer Dichtung so lange usurpierten Plätze gegeben wurde.

Wir haben zuvorderst uns selbst und einer teils zweifelnden, teils feindlichen Umwelt die Fragen beantworten wollen: Was ist es um Hölderlin in unserer Zeit? Dürfen wir seiner gedenken? Müssen wir es? Und wir haben schnell in bejahendem Sinne geantwortet, haben erst einen festen Stand auf bewegtem Boden gesucht. Aber viel wäre davon noch zu sagen. Auf unsere Lippen, die so lange vom Schmerze verschlossen gewesen waren, treten tausend Worte, Klagen, Rufe . . .

Wenn aber an diesem Tage Dämmerung sich senkt, die Geräusche des Tages zurücktreten und die Dinge im Lichte einer dringenden und innigeren Bedeutung ruhen, soll wie eine nächtliche Blume die zarte und große Musik des Namens Hölderlin sich auftun und alles, was dieser Name in uns nennt.

Da ist zuerst die sanfte süddeutsche Landschaft. Die Wellen des Neckars tragen dieses Leben von der Geburt bis zum Erlöschen. Das älteste deutsche Kulturland wiegt Friedrich Hölderlin in der mildheiteren Harmonie seiner Gärten und Uferwiesen zum Erwachen. Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn . . . Namen voll geheimen Versprechens, voll sommerlicher Versponnenheit. Doch in ihnen, neben allem Glück und der Hut freundlicher Dämonen, ist schon Zwang und Auflehnung; denn der Zwang der Klosterschulen widersagt dem sanften und mutigen Sinne des Knaben. Hier wird das Fundament gelegt für die spätere Ablehnung alles Kirchlich-Religiösen, des Pfarrerberufes, den die Mutter für ihn ausersehen. Sein attischer Geist schreckt vor kalten und lügnerischen Abstraktionen zurück, und

für immer wird ihm das Göttliche nichts anderes sein als das Menschliche, das sein tiefstes Wesen frei und eigentlich ausspricht.

Und dann die Universität . . . Im rosigen Abendhimmel Tübingens rollt von weither der Donner der Französischen Revolution. Tabakrauch wölkt aus dem offenen Fenster der kleinen Kammer, in der drei Jünglinge beim Wein sitzen. Schelling zeigt den Freunden ein Blatt: seine, die erste Uebertragung der «Marseillaise» ins Deutsche. Hölderlin spricht von Rousseau und Schiller und liest berauscht seine Hymnen. Hinter Hegels schöner Stirn arbeiten die Ideen . . .

Die Vision des Parthenon, die in Tübingen Hölderlin zu überwältigen beginnt, die in immer steigender Kurve schließlich zur traumhaft-unwiderlegbaren Verschmelzung germanischer und hellenischer Landschaft wird — wie ist sie uns nah und vertraut in ihrer lebenden Glut schon in ihren Anfängen, wie wenden wir uns sogleich von Winckelmannschem kaltem und beschränktem Adel ihrer triumphierend-schwermütigen Raserei zu. Schillers Hymne bestimmt die Form. Und nicht umsonst schreibt dieser einmal an Goethe, er fühle sich bei Hölderlin — und wir wagen hinzuzusetzen: in irgendwie unbehaglicher Weise — an sich selbst erinnert. Denn Schiller mußte seine eigene machtvolle, aber schnell gezügelte Begabung bei Hölderlin wiederfinden, mit einem über alle Grenzen hinausflutenden Lyrismus gepaart.

In dieser sehnächtigen Glut, im ständigen Aufflug der Sprache, in der verückten und drängenden Anrufung des Betrachteten, das in seiner fast unmenschlichen Schöne dem Sänger sich immer weiter entrückt, sobald er es zu fassen meint — in all dem erblicken wir etwas pflanzenhaft und blind Wachsendes, das unbedingt seinem Gesetze gehorcht, das aus dämonischem Zwange naturhaft und notwendig handelt. Hölderlins äußeres Leben, von Beginn an, wird an die Achse der Dichtung gekettet sein, und der herrliche Leichnam des Hektor, an den Streitwagen des Göttlichen gebunden, wird um die erschauernde Stadt seine rätselhafte Kurve beschreiben.

Darum wird der junge Magister, nach Absolvierung aller Prüfungen, sich beharrlich weigern, eine Pfarrstelle anzunehmen, darum wird er immer wieder der Mutter, die ihn an gesichertem Platze wissen will, sich zu erklären suchen. Wieder und wieder stammelt er von der Gestaltung seines — versteht *sie* es denn nicht? — doch einmaligen Lebens. Acht Jahre lang versucht der überempfindliche, schüchterne Mensch eine Präzeptorenstelle nach der anderen, immer gierig, die halbe Freiheit in eine ganze zu verwandeln, immer wieder gezwungen, sich sein Brot zu erjagen, immer wieder gedemütigt und beleidigt. Hinter der Ereignislosigkeit dieser Daten aber steht der titanische Versuch, inmitten einer Gesellschaft, die Negation des Musischen ist,

ein Dasein als Dichtung zu leben und singend zu sein. In diesem von stählernem Willen getragenen heroischen Kampf, dem freilich die politisch-polemische Bühne fehlt, steht Hölderlin allein in seiner Zeit.

Dabei ließ sich das äußere Leben gar nicht ohne Versprechen an. Im Hause Charlotte von Kalbs weilte der europäische Geist. Die Nähe Jenas und Weimars vermittelte dem jungen Erzieher die Bekanntschaft Schillers und Fichtes, Goethes und Herders. Aber er scheitert beim ersten Versuch, die äußerste Fessel abzustreifen, und nach kurzer Rast im mütterlichen Hause zu Nürtingen tritt er eine neue Stellung beim Bankier Gontard zu Frankfurt an.

So erreicht Hölderlins Leben schnell seine Erfüllung. Im Kerzenlicht der Gontardschen Räume tritt ihm Suzette, die Gefährtin, entgegen, und zum erstenmal spürt Hölderlin erschüttert, daß sein Traum die klaren Augen aufschlägt — ja:

*Noch lebt, noch waltet der Athener
Seele, die göttliche, still bei Menschen.*

Vom Strahle des Gottes durchschüttert, begreifen die Liebenden ihre Einzigartigkeit, und während von Hölderlins bewußtlosen Lippen der Dämon immer süßer tönt, tritt Diotima für die Ewigkeit, neben Marianna Alcoforado und Louise Labbé, in die Reihe der Großen Liebenden ein.

Wie verrauscht die Zeit in Hyperions und Diotimas gegenseitiger Betrachtung! Während aber der Genius strahlend die Schlacken von sich wirft, Suzettens Einfluß ihn zu Klopstock zurückführt und das deutsche Gedicht entfesselt, wächst unmerklich eiserne Einsamkeit um ihn. Schiller hat zwar Cotta veranlaßt, den «Hyperion» zu verlegen, aber Deutschland empfängt den seligen Traum mit mürrischem Schweigen. Einige Gedichte sind in der «Neuen Thalia», andere in modischen Kalendern erschienen. Mehr und mehr aber geht der angebetete Schiller dazu über, Hölderlins Verse, selbst nach mehrfacher Umschmelzung, zurückzuweisen, immer seltener beantwortet er die Briefe, die der Geängstigte und in seinem Stolze Getroffene an ihn richtet, bis er endlich ganz verstummt.

O wie verstehen wir, daß der seiner Bahn so Sichere warmen Zuspruchs bedurfte, daß er zuweilen verzweifelt nach Rat und Ermutigung rief! Der Beruf des Dichters, mit all dem, was er an Abwehr und Ausweichen in sich birgt, ist ein sozialer, und welcher Dichter sang mehr für die Versammlung des Volkes als dieser! Der vom Gericht der Einsamkeit aß, verlangt nach den Gefährten, denen sein Gesang gilt. Mögen hier einige Zeilen stehen, die er aus Frankfurt an Schiller schreibt:

«... Ich erinnere mich noch sehr gut jedes kleinsten Zeichens Ihrer Theilnahme an mir. Sie haben mir auch, da ich noch in Franken lebte, einmal ein paar Worte geschrieben, die ich immer wiederhole, so oft ich verkannt bin. — Haben Sie Ihre Meinung von mir geändert? Haben Sie mich aufgegeben? Verzeihen Sie mir diese Fragen. Eine Anhänglichkeit an Sie, gegen welche ich oft vergebens anging, wenn sie Leidenschaft war, eine Anhänglichkeit, die noch immer mich nicht verlassen hat, nöthigt solche Fragen mir ab...»

Doch immer tiefer das Schweigen um ihn. Denn immer gewaltiger treibt der Geist der Sprache sein Instrument vor sich her und entrückt es wie Iphigenien dem Antlitz des Volkes.

Was ist es denn eigentlich, das uns vor Hölderlins Gedicht überkommt? Schon die von Schillerscher Form geprägten Hymnen des Jünglings wecken in uns etwas wie ein Erinnern, aus unserm Geheimsten steigt ihnen staunendes Bejahen entgegen. Wieviel mehr erst, wenn der Falter der Sprache die starre Hülle zerbricht und in der alcäischen Strophe und schließlich im orphischen Dröhnen der Nachtgesänge den geisterhaften Flug beginnt. Wir sehen sofort die Unmöglichkeit, Hölderlin einer Gruppe beizuordnen, und nach mancherlei Ueberlegen glauben wir zu wissen, daß die Einmaligkeit der reinen Dichtung uns überwältigt hat.

Das Hölderlinsche Gedicht strömt aus Bewußtlosigkeit. Seine Macht ist über uns wie Bienenflug im Hain, wie das gleichförmige Gemurmel der nächtigen Quelle. Uns scheint, daß von allem, was menschliche Kunst je ausgesprochen, nur noch in Mozarts Musik sich das Element so äußert, und wir fühlen: in dieser Sprache reden wir nur zu uns selbst. Darum erscheint uns das Gedicht der Anderen so oft wie eine Uebersetzung, denn Uebersetzung ist es ja, dieser gereimte Gedanke, diese poetische Vernunft, dieser gezügelte Vers, und in alle Sprachen übertragbar.

Goethe selbst, den es so oft vor seiner Tiefe graute, hat nur in wenigen Versen sein Gesetz erfüllt. Er war es, der, von den Voraussetzungen des Gedichtes sprechend, die Forderung nach wenig «Sinn» und viel «Un-Sinn» erhob. Aber wir fühlen das Geheimnis nur selten. Da ist sein «Nachtgesang», «An den Mond» und einige mehr. Da sind wiederum einige Verse von Keats, Novalis, Shelley, Mörike, Nerval, Nietzsche, Rilke... Wohl steht der Geist deutscher Sprache dem Bild der Isis am nächsten; aber Hölderlin ist der einzige, der sein ganzes Leben hindurch aus dem Haine Dodonas zu uns spricht.

Darum spüren wir schon im Frühwerk Hölderlins hinter dem Schillerschen Marmor dionysische Glut, und wo bei Schiller der

Enthusiasmus sich sogleich ästhetisch verhärtet, erfüllt uns bei Hölderlin die Nähe der atmenden flughaften Substanz unter dem Panzer der Form mit Glück und Bewunderung.

Daß diese unendliche Melodie, dieses vogelhafte Vorsichhinsingen nach neuem Maß strebt, ist selbstverständlich. Dieses Maß aber wird mehr und mehr, unterwühlt vom Strome des Rhythmus, schließlich zur Maßlosigkeit selbst. Der herrlich gegliederte Leib der alcäischen Strophe, dem Hölderlin unsagbare Geschmeidigkeit verleiht, verschwindet in den Katarakten der freien Rhythmen der Nachtgesänge.

Wir sagten: Bewußtlosigkeit. Hölderlins Gedicht, wie Mozarts Musik, haftet in solchem Grade der Charakter des Elementarisch-Vegetalischen an, daß wir uns nur nach gewissem Zögern bereitfinden, es Kunstwerk zu nennen. Vom Rhythmus ist es hinausgeschwemmt worden aus dem Bereiche des «Sinns» in eine magische Ebene, in der es wie Baum oder Bach traumwandlerisch sicher, seinem eigenen Sinne und Maße gerecht, existiert, und wo wir es, wie aus einem Alpdruck erwacht, als Spiegel und Verheißung unserer eigenen verlorenen und wiederzugewinnenden Harmonie grüßen.

Die Liebe zu Suzette Gontard, vereint mit dem attischen Bilde eines goldenen Zeitalters, bringt immer bestimmter Hölderlins Vision zum Tönen. Immer gewaltiger wird das Unaussprechliche genannt, aus dem alle Dichtung strömt, und immer reicher spricht Hölderlin den entmenslichten Jahrhunderten von der Liebe, in der allein noch das wahrhaft Menschliche ruht, das ewige Versprechen, die erschütternde Harmonie zwischen Mensch und Natur. Er wird sagen, daß nur in ihr der Keim einer größeren Zukunft liegt, die er nicht müde wird, zu beschwören. So ruft Hölderlin, «des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk», die Zeit herauf, da alle Beziehungen von Mensch und Mensch, Mensch und Ding auf neue, innige und maßlos herrliche Weise sich entfalten werden:

*Wachs' und werde zum Wald! eine beseeltere,
Vollentblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!*

Aber tödliches Verhängnis fühlt schon der Dichter über seinem Haupte. Nahe ist der Untergang, und die mit sich selbst zerfallene Zeit wird Hyperion und Diotima zerstören, denn

*... Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.*

Im Verlaufe eines schändlichen Auftritts wirft der brutale Bankier seinen Domestiken Hölderlin aus dem Hause. Heimlich sehen sich die Liebenden, nur allzu selten, wenige gehetzte Minuten hindurch. Suzette versichert: «So lieben wie ich Dich, wird Dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr . . .»

Die Erynnien treiben den Gequälten hin und her. In Homburg, Nürtingen, Stuttgart und in der Schweiz bringt er die nächste Zeit zu, am «Empedokles» arbeitend, Privatstunden erteilend, eine Zeitschrift planend, die nie zustande kommt. Noch einmal versucht er einen Ausbruch. Er fleht Schiller an, ihn nach Jena kommen zu lassen, ihm an der Universität Vorlesungen über griechische Literatur zu verschaffen. Aber nun antwortet Schiller gar nicht mehr. Da reist er im Winter 1801 nach Bordeaux, um eine Hofmeisterstelle beim Hamburger Konsul anzutreten. Und dort erfährt er den im Juni 1802 erfolgten Tod Suzettens. Seine Flucht im Wahnsinn nach Nürtingen wird nie ganz aufgeklärt. In fürchterlicher Raserei treibt er die Seinen aus dem Hause. Dann lebt der Beruhigte die nächsten Jahre teils bei der Mutter, teils beim treuesten Freund Sinclair in Homburg, angeblich als Bibliothekar des Landgrafen, wie Sinclair ihm einredet.

Ueber die Landschaft Hölderlins senkt sich fahles Gewölk. Die erbarmungslosen Himmel Grünewalds gewittern über den späten großen Gesängen, deren grandioses Licht barbarische Findlinge und hellenische Tempel anleuchtet. Aus «Patmos», «Der Rhein», «Germanien» dröhnen die apokalyptischen Orgeln der deutschen Sprache in ein hallendes Gelände, das keine Grenzen des Aussagbaren mehr kennt.

Nun reicht er auch Pindar dem Volke, und in den Sophokles-Uebersetzungen kündet der Sänger der obersten Freiheit und des glücklichen Aethers von den schrecklichen Abgründen des Wahnsinns:

*Io! Dämon! wo reiðest du hin?
In Gewaltiges, unerhört, unsichtbar.
Io! Nachtwolke mein! Du furchtbare,
Umwogend, unaussprechlich, unbezähmt,
Unüberwältiget! o mir! o mir!*

Dann sperren sie ihn ins Irrenhaus. Die Schreie des in die Zwangsjacke Gesteckten brechen sich ungehört an den Mauern, die ihn von Blüten trennen und Gestirnen, den «heilig-freien». Aber 1807 führt man ihn ins Haus des Tischlermeisters Zimmer in Tübingen, und hier wird er bis an sein Ende, 36 Jahre noch, sein zerstörtes Leben zubringen.

Erschüttert neigen wir uns vor dieser Kammer, in der wir das

Symbol europäischen Geistesgeschicksals schauen. Das Zimmer, oben im Turm des in den ehemaligen Zwinger seltsam hineingebauten Hauses gelegen, blickt über die sanften Wiesen des Neckar weg. In der Ecke steht das Klavier, das die Prinzessin von Hessen-Homburg Friedrich geschenkt hat. Schlichte Möbel, die Flöte, einige Bücher: Klopstock, Gleim, Cronegk . . . Irgendwo liegt immer aufgeschlagen der «Hyperion».

Hölderlin erhebt sich mit der Sonne, geht im Zwinger stundenlang unter lauten Selbstgesprächen umher oder, mit seltsam-kindischen Spielereien beschäftigt, spazieren und kehrt zu Mittag ins Haus zurück. Er ißt und trinkt gierig wie ein Kind und geht, laut vor sich hin-sprechend, bis zum Abend in seinem Zimmerchen auf und ab. Zuweilen musiziert er, oder er deklamiert tagelang aus dem «Hyperion». Sein Zustand ist eine ständige qualvolle Unruhe, besonders im Sommer und des Morgens, verbunden mit einer Zerstreutheit, die ihn keinen Gedanken zu Ende denken läßt. Es ist wie eine Müdigkeit, gegen die er vergeblich ankämpft; aber der Druck in seinem Kopf verläßt ihn nie.

Die wenigen Besucher finden Hölderlins natürliche Freundlichkeit und Höflichkeit entartet zu skurriler Unterwürfigkeit und Demut. Unter ständigen Verbeugungen betitelt er alle, die ihm nahen, mit «Hoheit», «Hochwürden», «Majestät». Er liest ihnen aus dem «Hyperion» vor, unterbricht sich plötzlich und ruft: «O schön, schön, Eure Majestät!» oder er sagt: «Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!»

Die Gedichte, die er nun schreibt und die er achtlos umherstreut — sie sind zum größten Teil verlorengegangen — zeichnet er Scardanelli. Er gerät in Zorn, wenn man ihn mit seinem Namen anredet. Zuweilen leuchtet aus seiner Unterwürfigkeit eine stolze Würde, ein Bewußtsein des eigenen Wertes hervor, das den Besucher schmerzlich ergreift. Aber wie gleichgültig steht er im allgemeinen seinem Werk gegenüber! Als im Jahre 1826 Ludwig Uhland und Gustav Schwab die erste Gesamtausgabe veranstalten, dankt er mit höflicher Indifferenz.

Seine Gedichte aus der späteren Zeit der Umnachtung tragen alle den Stempel dieser mit sich ringenden Müdigkeit, von der wir sprachen, sie legen Zeugnis ab von einem Geist, der in trauerndem Erstaunen die so nahe Erscheinung nicht mehr faßt. Hölderlin erfährt an sich, was er mit einzigartiger Klarheit einmal erkannt hatte: — daß die Sprache den Geist übersteigt. Aus kindhaftem Reimgeklengel strahlen Bilder von kühner und holder Schönheit. Aber es ist etwas Ersticktes in diesen Versen, so wie er es in einem Augenblick schrecklicher Hellsichtigkeit einmal sagte:

*Das Herz ist wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.*

Verweilen wir doch bei diesem letzten Abschnitt seines Lebens! Denn uns scheint, daß in ihm mit unüberbietbarer Schärfe sich die furchtbare Diskrepanz zwischen Dichtung und Gesellschaft, Vision und Gegenwart, Sein-Können und Sein ausdrückt. Denn hier werden Schmerz und Sehnsucht, wie sie uns Hölderlins Erscheinung und Werk abnötigen, unerträglich, und darum furchtbar. Wir fühlen uns gemahnt an Nietzsches schneidendes: «Die Philister haben ihn ermordet!» jenes Wort, mit dem erst die deutsche Nation von Hölderlin bewußt Besitz zu ergreifen begann.

Doch — wir sollen es nicht übergehen an dieser Stelle — auch nach Nietzsches anklagendem Ruf hat noch geraume Zeit vergehen müssen, bevor Hölderlin, bei all seiner aristokratischen Einmaligkeit so durchaus im Volke verwurzelt, ins Volk trat. Erst das zwanzigste Jahrhundert zeitigt die würdige Ausgabe seines Werkes, die Entstehung einer Hölderlin-Literatur, und erst in unseren Tagen dringt der Name des größten deutschen Lyrikers über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets.

Wie sollte es eigentlich anders sein — diese bittere Frage drängt sich auf unsere Lippen. Verkannt von Goethe und Schiller, von kältester Teilnahmslosigkeit umhaucht, zu seinen Lebzeiten begrüßt allein von der Stimme August Wilhelm Schlegels . . . Gewiß haben auch die anderen Romantiker, die, im Gegensatz zu Goethe, so viel Sinn für die zeitgenössischen Werte besaßen, den Genius erkannt. Wir wissen es von Arnim, von Bettina, wir wissen es von Clemens Brentano, der über Hölderlins «Brot und Wein» die Worte schrieb:

«Es ist dies eine von den wenigen Dichtungen, an welchen mir das Wesen eines Kunstwerks durchaus klar geworden ist. Es ist so einfach, daß es alles sagt: das ganze Leben, der Mensch, seine Sehnsucht nach einer verlorenen Vollkommenheit und die bewußtlose Herrlichkeit der Natur ist darin.» *

Dies alles aber ändert nichts daran, daß Hölderlin zu seiner Zeit und noch lange danach von einem entsetzlichen Schweigen umgeben war.

Doch aus dieser Vereinsamung leuchtet herrlich die Flamme seiner Größe: nie ward er dem Menschen untreu, nie verließ er das Volk, weil er sich selbst nicht verlassen konnte. Das Leben der Großen ist wohl, mit wenigen Ausnahmen, voll schwerster Entbehrungen und leiblichen Hungers und oft freudlos gewesen. Aber in Mozarts fiebernde Armut jubelte der Ruhm von Paris und London, Wien und Prag. Schillers Not vernahm die Rufe, die ihn zum Dichter der Nation proklamierten. In den engen Leipziger Stuben hatte die Einladung Friedrichs des Großen den obskuren Kantor Bach erreicht. Sie alle kannten diese sonnenhafte Wärme, die für so viel entschädigt: den Widerhall ihres Werks.

Hölderlin hat selbst dies nicht gehabt. Aber die Einöde, in der er sprach, hat niemals seine Stimme verstummen gemacht. Aus ihm hervor geht die Stimme, die sagt von Blumen und Sternen, von Aether und Hain, von Volk und Zukunft. Oft ist sie tränenverschleiert, diese Stimme; aber für alle Zeiten bleibt die stolze und adlige Resignation, mit der er die «Stimme des Volks» nennt und seine Einsamkeit in das Leben des Menschengeschlechtes stellt:

*Du seiest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch*

*Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln ins Meer sie die Bahn hinunter.*

Wir haben vom Schmerz gesprochen. Schmerz und Sehnsucht, sagten wir, wecke in uns Hölderlins Erscheinung. Schmerzvoll ist sein Leben, schmerzliche Sehnsucht atmet jeder Vers, und noch in der höchsten Seligkeit des Zukunftsgewissens tönt bedeutend die Note des Schmerzes. Und so wird aus glücklich-banger Ahnung die Idee in uns zu immer festerer Gewißheit, daß gerade dieser Schmerz das Unvermeidliche ist, daß er, von Hölderlin wie von keinem anderen im Wort ausgesprochen — wie von Mozart in der Musik — im dunkelsten Grunde der Menschheit liegt, daß aus diesem Steine die Quelle aller Dichtung aufrauscht. Der Schmerz aus dem Gegensatz von dem, was ist, und dem, was sein könnte, der Schmerz, der ewigen Geste einer zur Sonne flehend, begehrend,weisend emporgehobenen Hand gleichend, der Schmerz als Prinzip des Schöpferischen verkündet sich in Hölderlins Werk. Die Liebe selbst erscheint uns in ihrem berauscht-verzweifelten Anfluten gegen das Statische der Umwelt als ein ins unendlich Sublime gesteigerter Schmerz, die Liebe zu Diotima wie die Liebe zu seinem Lande. Niemals hat ein Volk durch den Mund eines Dichters so tragisch seine gegenwärtige Form, nie so strahlend die künftigen Möglichkeiten seines innersten Wesens genannt, wie in Hölderlins zwei Gedichten «An die Deutschen» und «Gesang des Deutschen»:

*Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks,
Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiseste Saite selbst*

*Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt und still,
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir
Enden möge mit Freuden . . .*

Genug! Sind es Tränen, die unseren Blick verschleiern? Die Dämmerung breitet sich sanft und groß über das Neckartal. Das ist die Stunde, da Friedrich Hölderlins gequälter Geist ruhiger wird. Nicht mehr schreitet er ziellos im Zimmer auf und nieder, nicht mehr erschrecken jähe, wirre Akkorde seines Klaviers die Hausgenossen. Laßt uns leise im Zwielflicht zu ihm treten. Gleich dem Geiste der Dämmerung sitzt er regungslos am geöffneten Fenster und blickt, überonnen vom Golde des Abends, über die Uferwiesen hin.

Schmerz, jenseits des Aeüßerbaren! Erschütterung, nicht in Worte zu fassen! Noch haben wir das bewunderte und geliebte Bild der Jugend vor dem inneren Auge: der große sinnende Blick voller Begeisterung und Vertrauen unter einer makellosen Stirn. Frauenhaft sinnlich der Mund, das zarte und feste Kinn . . . Antlitz voll appolinischen Adels, Antlitz Hyperions . . .

Aber nun ist dort Hölderlin, der sich Scardanelli nennt und den der Dämon geschlagen. Das volle braune Haar ist ergraut und bedeckt wie wucherndes Moos den mächtigen Schädel. Unter der felsartigen Stirn, die das Gesicht völlig erdrückt, rollt und schwimmt der Blick in beängstigender Ruhelosigkeit. Furchtbare Falten durchziehen wie Gräben das Antlitz; die einst so schönen Lippen farblos, schmal und von Bitterkeit verschlossen: in der eisigen Atmosphäre einer entmenslichten Welt ward Friedrich Hölderlin zu Tode getroffen.

Schon faltet sich höher die Dämmerung über Tübingen und dem Neckar. Schatten füllen das Turmzimmer. Manchmal tönen die Saiten des Klaviers, die alten Wände zittern leise. Schatten . . . Schatten auf dem Tisch, den Büchern, auf Hölderlins Händen. Die abendliche Welt rauscht um dieses Zimmer. Aber was ist die Welt noch Hölderlin? Was ist Hölderlin noch der Welt?

In dieser Stunde, da die ersten Sterne gelassen und in altersloser Schöne in ihre Bahn treten, beugt sich der Besucher vor und fragt sich beklommen und von tiefer Unruhe erfaßt — fragt geängsteten Herzens in den Abend hinein.

Hinschauend auf Hölderlins Müdigkeit aber und seinem immer ruhiger werdenden Blick folgend, der wie erlöst die brüderlichen Sterne und das aufschwellende Dunkel grüßt, fühlen wir uns mehr und mehr erfüllt von tiefem Vertrauen und erhabener Zuversicht.

Alles nimmt in dem Lichte der Dämmerung die Färbung eines tieferen und dringenderen Lebens an. Dieses Licht aber hat nichts Tageszeitliches an sich: wie von einer ungewohnten, aber von weither

erinnerten Mitternachtssonne angeleuchtet, heben sich Dinge, Bewegungen und Gefühle in unser Bewußtsein.

Unaufhörlich wirft der Neckar seine Wellen gegen die Ufer. Ein sanfter Wind fällt auf die Gärten. In der Landschaft liegt eine Bewegung, die uns wachsend überkommt. Ist dies Traum? Wirklichkeit? Beides zugleich, sagt eine Stimme, die unsere oder Hölderlins. (Aber wir wissen bereits, daß wir Er sind, daß Er in uns ist...) Beides zugleich, versichert die Stimme: es ist die Zukunft.

Hinter den süddeutschen Hügeln haben sich Gebirge getürmt. Um den Olymp kreisen Adler und Wolken. Heidelberg und Tübingen ruhen im zarten Mond, und die Sterne sind über den Säulen des Parthenon. Im Rauschen des Neckar hören wir das Gemurmeln des Volkes, das sich sammelt. Und im stärkeren Wind rauschen attischer Lorbeer und nordische Kiefern.

Immer werden wir Dein gedenken — Friedrich Hölderlin, Ruhm unserer Sprache, Tröster im dunkeln Tal, Seher des Morgenrotes hinter den Bergen, Sänger des Unaussprechlichen! Ewiges Gedenken und ewige Nachfolge!

Laßt uns unter den Wind dieser Nacht treten, der uns seine Verheißung zuträgt,

«daß wir uns alle finden am höchsten Fest.»